

Für unsere Kinder

Nr. 11 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: Nutzlose Klage. Von Adam Asnyk. (Gedicht.) — Kriegsgeschichten. Von Hans Friedemann. — Im Krieg. Von Maria Konopnicka. (Gedicht.) — Das Schloß mit den drei Fenstern. Ein Märchen von E. Almsloh. — Märzsonnenschein. Von Karl Gerdt. (Gedicht.) — Die Korallen. Von Karl Ewald. — Kinderpredigt. (Gedicht.)

Nutzlose Klage.

Von Adam Asnyk.

Nutzlose Klagen und nutzloser Plunder,
Kraftloses Schmähn und vergebliches Mühn!
Welke Gestalten wirkt rückwärts kein Wunder
Wieder zum Leben, wieder zum Blühn.
Lasst die verschlechten Gespenster rumoren
Hinter verschlossnen Vergangenheitstoren!
Schwert und Feuer halten nicht auf
Der Gedanken gewaltigen Lauf.

Frisch mit den Lebenden vorwärts steigen,
Mutig das sprossende Leben gepflückt,
Nicht mit verwelkenden Lorbeerzweigen
Schläfrig den störrischen Schädel geschmückt!
Nimmer staut ihr die strotzenden Wellen,
Schwächliche Klagen zerschellen, zerschellen,
Ferber und hohles Bedauern zerbricht —
Rückwärts wandert die Woge nicht.

(Aus dem Polnischen von Karl Henckell.)

○ ○ ○

Kriegsgeschichten.*

Liebe Freunde! Recht, daß Ihr mich an mein Versprechen erinnert. Ich habe auch gar zu lange nichts von mir hören lassen. Doch nun soll die Bummelerei aufhören, und ich werde Euch häufiger schreiben. Euer Brief hat mir viele Freude gemacht. Ich danke Euch. Ihr habt mir bewiesen, daß Ihr über die kurze Einleitung, die ich damals dem „Sturm auf die Fabrik“ voransetzte, wirklich nachgedacht habt. Ich bin natürlich gern bereit, Eure Frage zu beantworten. Hoffentlich wißt Ihr

dann wieder neue Fragen, so daß wir uns noch recht oft über den Krieg unterhalten können. Ihr schreibt, daß die Deutschen 1870 doch ganz sicher mit mehr Begeisterung in den Krieg gezogen wären als die Franzosen, und daß die Franzosen eigentlich wenig Vaterlandsliebe gehabt haben müßten, weil sie sich nicht besser gewehrt und das Vaterland nicht mutiger verteidigt hätten.

Liebe junge Freunde! Ihr habt in diesem Satz zwei Wörter gebraucht, die von vielen Deutschen zwar unzähligemal in den Mund genommen werden, bei denen sich die meisten aber nur herzlich wenig denken. Es sind die Wörter „Vaterland“ und „Vaterlandsliebe“. Ich will Euch nur gleich sagen, daß recht vieles, was Ihr in der Schule über das „Vaterland“ und die „Vaterlandsliebe“ hört, für Euch und mich und für alle Arbeiter und Arbeiterkinder gar nicht zu gebrauchen ist. Lebt nur noch einmal aufmerksam nach, was ich Euch im vorigen Jahre geschrieben habe. Aber vieles, was man Euch über das „Vaterland“ und die „Vaterlandsliebe“ sagt, werdet Ihr Euch dann ganz andere, eigene Gedanken machen. Ich hoffe, Euch schon in einem der nächsten Briefe noch ausführlich darüber schreiben zu können. Wir werden noch oft über diese beiden Dinge gemeinsam nachdenken. Heute will ich Euch nur zeigen, wie es mit der Begeisterung der Franzosen bestellt war. Und dazu wähle ich wieder, wie ich es Euch im vorigen Jahre versprochen habe, einen Abschnitt aus dem „Zusammenbruch“, einem der besten Romane des großen französischen Schriftstellers Zola. Wollt Ihr die Bilder richtig verstehen, die er aus der Zeit des deutsch-französischen Kriegs vor Euren Augen vorüberziehen läßt, so müßt Ihr dabei an das Folgende denken.

Es ist ganz sicher, daß viele Franzosen 1870 nur herzlich wenig Lust verspürten, sich für ihren Kaiser und die reichen Leute totschießen zu lassen. Es gab in Frankreich auch unter den Soldaten viele, die von einem Kaiser, von einem Fürsten überhaupt nichts wissen wollten. Sie wollten, daß Frankreich eine Republik werden solle. Nicht ein Einzelner, die Vertretung des gesamten Volkes sollte regieren. Und die französischen Republikaner zogen gewiß sehr ungerne in den Krieg. Wer aber

* Siehe „Für unsere Kinder“ Nr. 2, 1908.

irgend eine Sache nicht gern tut, der kann auch nicht begeistert dafür sein. So ging es den Republikanern aus. Aber Ihr wißt, daß der Krieg mit der Eroberung Sedans und der Gefangennahme Napoleons noch längst nicht zu Ende war. Man kann sogar sagen, daß er da erst recht anfing. Als die Franzosen ihren Kaiser los waren, wollten sie nie wieder einen haben, sie fürchteten aber, daß ihre Niederlage einen Fürsten zurückbringen könne. Sie wollten die Republik erhalten, und nun mußten sie, wofür sie kämpften. Jetzt galt es, die Republik, die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes zu verteidigen, und da kam über die Franzosen eine Begeisterung ohnegleichen. Die Vaterlandsliebe flammte mächtig in ihrem Herzen auf. Junge Leute, die noch niemals Waffen getragen hatten, bildeten sich in kurzer Zeit zu tüchtigen Schützen aus. Man kann sagen: es wurde nun ein richtiges Volksheer gebildet. Alle Männer, die Waffen führen konnten, zogen gegen den Feind; nicht, weil sie es mußten; nicht, weil ein Kaiser es von ihnen verlangte; nein, weil ihre Begeisterung, ihre Vaterlandsliebe sie dazu trieb. Vorher, als die Franzosen noch des Kaisers Soldaten waren, wichen sie jämmerlich und mutlos vor dem Feind zurück, ließen sie ihr Vaterland durch die Schrecken des Krieges verwüsten, kümmerten sie sich nicht um ihre wehrlosen Landsleute, die dem Feinde in die Hände fielen. Ihre Vaterlandsliebe schlief. Nun aber war sie erwacht. Und die französische Volkshere haben sich tapfer geschlagen; sie haben es fertig gebracht, dem Feinde durch viele Monate hindurch den härtesten Schaden zuzufügen.

Vaterlandsliebe hatten also die französischen Soldaten doch. Sie hatten sie allerdings erst in dem Augenblick, als sie nicht mehr für den Kaiser, sondern für die Republik kämpften; als nicht mehr ein fremder Wille über sie gebot, sondern ihr eigener Wille; als es galt, das Leben für ein hohes Ziel, für die Republik zu opfern. — Nächstens mehr.

Euer Hans Friedemann.

Schrecken und Verwirrung.

Aus Zolas „Zusammenbruch“.

Es war ein schlimmer Tag, voll unendlicher Traurigkeit. Die Landschaft hatte sich verändert; man war in eine gebirgige Gegend gekommen, die Straßen stiegen empor und senkten sich nieder über tannenbewachsene Ab-

hänge, und die engen Täler mit ihrem dichten Ginstergestrüpp waren mit goldenen Blüten bedeckt. Aber durch diese in der herrlichen Augustsonne erstrahlenden Gefilde stürmten Schrecken und Verwirrung, die sich seit dem gestrigen Tage aller Bewohner bemächtigt hatten, und sie wurden von Stunde zu Stunde immer toller.

Die Angst war aufs höchste gesteigert worden durch eine neue Depesche an den Bürgermeister, worin stand, daß die Bewohner gut täten, alle ihre Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen.

Der Feind war also da? Hatte man wenigstens noch Zeit, sich zu retten? Und alle glaubten in ihrer namenlosen Verwirrung, das Getöse des feindlichen Einfalls immer näher und näher zu hören.

Die Dörfer, die man durchzog, boten einen erbarmungswürdigen Anblick; das war ein Jammer, um einem das Herz vor Mitleid zusammenzuschüttern. Alle Truppen waren auf dem Rückzug, und sobald sie durch die Dörfer kamen, steigerte sich die Erregung der Bewohner, so aufgelöst waren die Regimenter, so entkräftet waren die Soldaten, so mühselig schleppten sie sich unter der Last ihrer Tornister und Gewehre dahin. Alle beschleunigten die Flucht.

Vor den Türen, inmitten wutvoller Verwirrung, beluden die Leute ihre Wagen, häuften sie ihre Möbel zusammen, auf die Gefähr hin, alles zu zertrümmern. Von oben warfen die Frauen durch die Fenster noch eine letzte Matratze, reichten sie die Wiege herunter, die veressen worden war. Man schnürte den Säugling hinein und befestigte die Wiege hoch oben zwischen den Beinen der Stühle und der umgestürzten Tische. Auf einem anderen Wagen, weiter hinten, wurde der alte kranke Großvater an einem Schranke festgebunden und der Greis gleich einem Möbelstück fortgeführt. Jene, die keinen Wagen hatten, schichteten ihren Hausrat auf Schubkarren auf, andere zogen mit einer Last von allerhand Gerümpel im Arme davon, und wieder andere hatten nur daran gedacht, ihre Stuhuhz zu retten, und preßten diese wie ein Kind an ihr Herz. Dennoch konnte nicht alles mitgenommen werden; die zurückgelassenen Möbel, die allzu schweren Wäschebündel blieben in der Gasse liegen.

Manche sperrten vor dem Abzug alles zu, und die Häuser mit den geschlossenen Fenstern und Türen sahen wie ausgestorben aus. In ihrer Hast, in ihrer verzweifeltsten Gewißheit,

daß doch alles zerstört würde, ließen jedoch die meisten ihre alten Heimstätten offen, weit und leer; und diese armen, dem Winde geöffneten Häuser erschienen am trübseligsten. Selbst die Raben hatten sich aus ihnen geflüchtet aus Furcht vor dem, was kommen sollte.

In jedem Dorfe wurde dieses bemitleidenswerthe Schauspiel noch schlimmer. Die Zahl der Flüchtlinge vergrößerte sich unter wachsendem Gedränge, unter Tränen und von geballten Fäusten begleiteten Flüchen.

Je mehr man sich Belfort näherte, desto enger schloß sich die Schar der Flüchtigen zusammen, so daß sie zuletzt nur noch einen ununterbrochenen Zug bildete. Ach, die armen Leute, die ein Asyl unter den Mauern der Festung zu finden glaubten!

Der Mann trieb das Pferd an, die Frau folgte, ihre Kinder nachziehend. Ganze Familien eilten dahin, unter der Bürde gebeugt, in Unordnung, da die Kleinen nicht nachkommen konnten. Dazu brannte die Augustsonne auf die blendendweiß schimmernden Wege. Viele hatten ihre Schuhe ausgezogen und gingen barfuß, um schneller laufen zu können. Und die Mütter, halb belleidet, und ohne ihre raschen Schritte zu hemmen, gaben den weinenden Säuglingen die Brust. Die erschreckten Gesichter wandten sich nach rückwärts, zitternde Hände fuhren in der Luft umher, als wollten sie den Horizont umfassen in dem Schreckenssturm, der ihre Köpfe zerzaufte.

Gutspächter mit allen ihren Dienstleuten eilten quer über die Felder und jagten die losgelassenen Herden vor sich hin, die Hammel, die Kühe, die Ochsen, die Pferde, die sie mit Stockschlägen aus den Hürden und Ställen getrieben hatten. Diese Flüchtlinge wollten die Bergschluchten, die Hochebenen und die abgelegenen Wälder erreichen. Bald werden sie unter Zelten wohnen, in einem von Felsen umschlossenen Kessel, so fern von den gebahnten Wegen, daß sich so leicht kein feindlicher Soldat dorthin getrauen wird.

Und die ungeheure Staubwolke, die sie einhüllte, verlor sich hinter den Tannenbüschen, das Gebrüll und die Hufschläge der Tiere verhallten.

Auf der Straße aber zog der Strom der Wagen und Fußgänger noch immer vorbei, den Marsch der Truppen behindernd, und vor Belfort wurde er so dicht und mächtig, daß wiederholt Halt gemacht werden mußte. Am Rande des Weges stand ein vereinzelttes Haus, die Heimstätte irgend eines armen Land-

mannes. Dieser hatte sein Grundstück nicht verlassen wollen; er war mit zu tief greifenden Wurzeln mit seiner Scholle verwachsen. In einer niedrigen Stube saß er zusammengebrochen auf einer Bank und sah mit stieren Blicken die Soldaten vorbeimarschieren, deren Rückzug sein reifes Getreide dem Feinde preisgab. Neben ihm stand sein noch junges Weib und hielt ein Kind, während ein zweites sich an ihre Kücke hing. Alle drei jammerten laut. Plötzlich erschien in der heftig aufgerissenen Haustür die Großmutter, eine steinalte, große, hagere Frau, die mit ihren nackten Armen, die nötigen Stricken glichen, grimmig umherfuhr. Ihre grauen Haare, die unter der Haube hervorquollen, flatterten um ihren mageren Kopf, und ihre Wut war so groß, daß die Worte, die sie schrie, ihr in der Kehle stecken blieben.

Zuerst lachten die Soldaten über die verrückte Alte. Dann aber drangen die Worte zu ihnen. Die Alte schrie: „Glende! Räuber! Feiglinge! Feiglinge!“ Mit immer schneidenderer Stimme spie sie ihnen den Schimpf der Feigheit unaufhörlich ins Gesicht. Das Lachen hörte auf; die Leute senkten ihre Köpfe und blickten anderwärts hin.

„Feiglinge! Feiglinge! Feiglinge!“

Unter ihren Flüchen schien die Alte noch zu wachsen. Sie bewegte ihre langen Arme von West nach Ost mit einer unermesslichen Gebärde, als wollte sie den Himmel umfassen, und schrie: „Feiglinge! Der Rhein ist nicht da . . . Der Rhein ist dort unten!“ . . . Doch der Strom der Flüchtlinge eilte weiter. Immer vorwärts, bis er sein sicheres Ziel in den Mauern der Festung Belfort gefunden hatte.

o o o

Im Krieg.

Von Maria Konopnicka.

Und als der König zog ins Feld,
Da spielten die Soldaten,
Zu spornen seinen hohen Mut
Zu kühnen Siegestaten.

Und als der Peter zog ins Feld,
Da rauscht' der Quell im Hage,
Da rauscht' die reife Mehrensaat
Mit leiser Trauerklage.

Die Kugeln saufen her und hin,
Es sinkt das Volk wie Garben,
Derweil den höchsten Heldenruh
Die Fürsten sich erwarben.

Gewonnen ist die blut'ge Schlacht,
Die Fahnen heim sie tragen;
Mit heiler Haut der König lehrt,
Der Peter liegt erschlagen.

Im Morgenrot die Königsburg
Empfängt den hohen Krieger;
Die Glocken künden rings der Welt
Den ruhmgekrönten Sieger.

Als sie den Peter gruben ein,
Da klangen nur gar leise
Die Glockenblumen auf der Au
Dem stillen Mann zum Preise.
(Deutsch von Ladislaus Gumpowicz.)

o o o

Das Schloß mit den drei Fenstern.

Ein Märchen.

Es war einmal ein König, der niemals aus seinem Schlosse gekommen war. Seine Höflinge hatten ihm gesagt, es schicke sich nicht für einen König, wenn er anderswo als in seinem Schlosse lebe.

In dem Schlosse waren drei große Fenster, die nach drei verschiedenen Seiten gingen. Die Scheiben in den Fenstern waren nicht aus gewöhnlichem Glas, sondern die Höflinge des Königs hatten in jedes Fenster Scheiben von anderer Farbe und merkwürdigen Eigenschaften hineinschauen lassen.

In dem einen Fenster waren rosenrote Scheiben, die noch dazu alles vergrößerten, was man durch sie sah. Dieses Fenster ließ in der Ferne ein herrliches Schloß sehen, in dem die Verwandten der Höflinge wohnten. Der König sah dieses Schloß immer in schöner rosenroter Beleuchtung, und die Leute, die aus und ein gingen, sahen ebenfalls rosig und fröhlich aus. Außerdem erschienen sie durch das Fenster wie gewaltige Riesen.

Die Höflinge sagten zum König: „Siehe, das sind deine Freunde! Von ihnen stammen deine Vorfahren ab, sie sind daher auch die Ersten im Lande.“

In dem zweiten Fenster waren hellblaue Scheiben aus gewöhnlichem Fensterglas, so daß man in natürlicher Größe sah, was man durch sie erblickte. Nur wegen der Entfernung erschien alles ein wenig kleiner als in Wirklichkeit. Dieses Fenster führte auf eine Stadt, in der brave Bürgerleute wohnten.

Die Höflinge sagten zum König: „Siehe, das ist der zweite Stand im Lande. Die Leute in den Städten sind nicht so schön und auch

nicht so groß wie deine Verwandten in dem rosenroten Schlosse; darum ist es nur billig, daß sie nicht so viele Rechte haben wie wir. Denn weil sie kleiner sind, vertheilen sie nicht besonders viel, auch ist ihre blaue Farbe nicht so vornehm wie unsere rote.“

In dem dritten Fenster befanden sich graue Scheiben, die alles verkleinerten, was man durch sie erblickte. Wenn man durch dieses Fenster schaute, wahrte man weit in der Ferne eine große Fabrik mit vielen Schornsteinen, und ringsherum viele kleine und schmutzige Häuser und Straßen. Durch die graue Farbe des Fensters sah das alles trübe und dunkel und unfreundlich aus. Und die Menschen, die aus den kleinen, schmutzigen Häusern in die große Fabrik und aus der großen Fabrik in die kleinen, schmutzigen Häuser gingen, sahen aus wie armselige, winzige Ameisen, die sich in engen Erdlöchern am wohlsten fühlen.

Die Höflinge sagten zum König: „Siehe, das sind keine eigentlichen Menschen. Man nennt diese Leute Arbeiter, weil sie den ganzen Tag arbeiten müssen, damit wir anderen leben können, wie es sich für vornehme Menschen geziemt. Diese Leute sind klein und schmutzig und dumm, darum dürfen sie gar keine Rechte haben.“

Der König glaubte alles, was seine Höflinge ihm sagten, denn er hatte nie eine andere Sprache gehört, und niemals hatte er die Welt und die Menschen anders als durch die drei Fenster gesehen. — — —

Eines Tages erblickte der König eine Fliege an der Wand des Zimmers, in dem er regierte. Die Fliege ärgerte ihn, und er befahl ihr: „Geh fort von der Wand!“

Die Fliege aber kümmerte sich nicht um den Befehl des Königs, sondern lief lustig an der Wand auf und ab.

Da scheuchte der König sie mit der Hand fort. Die Fliege aber flog vergnügt von dannen, schwirrte einigemal durch das Zimmer und setzte sich dann mitten auf den kahlen Kopf des Fürsten.

Da der König gerade wieder ansanzen wollte zu regieren, wurde er sehr zornig über die Fliege, die so uehrerbietig auf seinem Kopfe herumspazierte. Und er schlug mit der Hand nach ihr.

Aber die Fliege hatte die Hand kommen sehen und war rechtzeitig entwischt, so daß der König nur seinen eigenen Kopf traf. Darüber wurde er noch zorniger. Er ergriff seinzepter und lief damit hinter der Fliege her, die sich bald hier, bald dort niederließ.

Das eine Mal schlug der König nach ihr, als sie auf dem Rande einer losbaren Vase saß und ihre Flügel puzte. Aber die Fliege blieb heil, während die Vase in tausend Scherben zu Boden fiel. Das andere Mal ließ sich die Fliege auf dem Tintensafz nieder, das auf dem Tische des Königs stand. Als der König mit seinem Zepter nach ihr schlug, blieb wieder die Fliege verschont; aber die Tinte spritzte über den ganzen Tisch und über alle die Papierrollen, die der König unterschreiben sollte. Da flog die Fliege mit vergnügtem Summen auf das weiche Fell des dicken weißen Pudels, der vor dem Kamin in der Ecke des Zimmers lag und schlief. Er träumte gerade, daß ihm der Koch des Königs einen fetten Knochen gab, und er machte deshalb ein vergnügtes Gesicht und brummte zufrieden im Schlafe. Bums! Da jauchte dem Pudel das Zepter des Königs auf den Rücken, so daß er mit lautem Heulen und Quieten aufsprang und davon hinft.

Der König aber wurde von alledem noch zorniger. Er schaute grimmigen Blickes umher, wohin die Fliege nun geflogen sei. Da sah er sie lustig an dem grauen Fenster auf und ab spazieren. Wie ein Wilder rannte der König auf das Fenster zu und hieb voller Kraft mit dem Zepter an die Scheibe.

Klirr! Klirr! Parbaur!

Die Scheibe zersprang mit lautem Gepolter, und die Splitter schwirrten dem König um die Ohren. Er sah gerade noch, wie die Fliege mit fröhlichem Summen durch die zerbrochene Scheibe ins Freie flog.

Aber was war denn das?

Der König vergaß plötzlich die Fliege und das Tintensafz und den Pudel und die Vase; das Zepter fiel ihm aus der Hand: wie gebannt stand er vor der zerbrochenen Scheibe und starrte ins Freie.

Ja, was war denn das?

Er sah die Fabrik mit den vielen Schornsteinen und die Häuser ringsherum. Aber die Gebäude waren viel größer als sonst, und nicht dunkel und schmutzig und eng, sondern heller, lachender Sonnenschein fiel auf sie. Die Menschen, die dort ein und aus gingen, waren groß und stark und hatten einen lähnen Blick, so daß der König ordentlich davor erschraf.

Da trat der König zur Seite und schaute durch eine heil gebliebene Scheibe des Fensters. Seht sah die Fabrik wieder so schmutzig und trübe aus wie immer.

Da erkannte der König, daß nur die Fensterscheiben schuld daran waren, daß er die Menschen, die von seinen Höflingen Arbeiter genannt wurden, für so klein und häßlich gehalten hatte.

Er ergrimnte sehr, und voller Zorn nahm er sein Zepter vom Boden auf und schlug damit die blauen Scheiben des zweiten Fensters entzwei. Als er sah, daß er auch die Bürgerleute in der Stadt nur der Scheiben wegen für blau gehalten hatte, nahm er abermals das Zepter auf und zerschlug empört auch die roten Scheiben.

Wie erstaunte der König da über das, was er jetzt erblickte! Das Schloß war viel kleiner, als er bisher geglaubt hatte; und die Menschen, die mit schlaffen, hochmütigen Gesichtern dort herumritten, waren viel kleiner, als sie ihm bisher erschienen waren. Auch sahen sie nicht rosenfarbig und frisch, sondern blaß, übermäßig und grau aus.

Da wurde der König sehr traurig und begann bitterlich zu weinen. Er setzte sich auf seinen Lehnstuhl und vergrub das Gesicht in den Händen, so daß die runden Tränen durch seine dicken Finger quollen. Und bemitleidete sich selbst so sehr, daß er zuletzt vor lauter Mitleid einschlief.

Als die Höflinge aber sahen, was geschehen war, ließen sie schnell alle Gläser des Landes kommen, die wieder die fehlenden grauen und blauen und roten Scheiben einsetzen mußten.

Als der König nach einigen Stunden wieder erwachte, sah in seinem Schlosse alles wieder so aus, wie er es von jeher gewohnt war. Da glaubte er, daß er die Jagd nach der Fliege und das Zerbrechen der Scheiben nur geträumt habe. Und seine Höflinge bestärkten ihn eifrig darin, daß alles nur ein häßlicher Traum gewesen sei.

Ernst Umsloh.

o o o

Märzensonnenschein.

Von Karl Gerol.

Goldner Märzensonnenschein,
Wie du mild mir schmeichelst,
Wärmest jeden Mauerstein,
Sede Knospe streichelst!

Lockt am Weg das Gras hervor,
Aus dem Haus die Kranken,
Daß sie durch das finstre Tor
Lächelnd wieder wanten.

Knospe hält sich länger kaum,
Möchte heut noch springen;
Vöglein zirpet wie im Traum,
Lebt sich schon im Singen.

Blatt am Baum und Blü' am Hag,
Blümelein im Garten,
Können ihren Oftertag
Raum vor Lust erwarten.

Krotus und Blauveigelein,
Primeln, Tulipanen
Sanzten gern den Ringelreihn,
Schwängen gern die Fahnen.

Räm' ein Regen über Nacht,
Nezte lau die Wurzeln:
Alles würde gleich mit Nacht
Aus der Erde purzeln,

Wie, sobald die Schule aus,
Alle Kinder hüpfen,
Aus dem engen, dumpfen Haus
Auf die Gasse schlüpfen,

Und im bunten Flügelkleid
Jubelnd sich zerstreuen,
Rings in Wiese, Wald und Heid'
Sich des Spiels zu freuen.

o o o

Die Korallen.*

Von Karl Ewald.

Es war einmal vor vielen, vielen Jahren weit draußen im Meer — im richtigen Meer draußen, das ungeheuer tief ist und so groß, daß der Schiffer viele Tage segeln kann, ohne Land zu erblicken. Und es war das tropische Meer, wo das Wasser beinahe so warm ist wie bei uns ein warmes Bannenbad. So warm ist es aber nur an der Oberfläche, die den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. Auf dem tiefsten Grunde ist es kalt wie Eis und obendrein finsterner als die schwärzeste Nacht. Und das Meer ist auch nicht überall gleich tief: auf seinem Grunde gibt es hohe Berge und tiefe Täler, genau so wie auf dem Lande.

Draußen im Meer gab es nun eine Stelle, da stieg ein großer Berg vom Grunde aus bis dicht an den Meerespiegel hinauf. Sah man vom Gipfel des Berges nach oben, so erblickte man, nach welcher Himmelsrichtung man auch schauen mochte, nur Wasser, Wasser und nochmals Wasser.

Im Wasser drunten war aber um so mehr zu sehen.

Auf dem Berge wuchsen nämlich ungeheure Tangwälder, die sich meilenweit die Bergwände hinab und hinauf erstreckten. Wenn die Bogen rollten, bewegten sich die Blätter im Wasser, wie die Blätter der Bäume auf dem Lande sich im Winde bewegen. Die Stämme der Tangbäume waren aber nicht im entferntesten so dick und steif wie die der Buchen und Eichen, und deswegen bewegten auch sie sich hin und her, vorwärts und rückwärts, wie die Wellen sie trieben. Im übrigen waren die Tangbäume höher als irgend ein Baum auf dem Lande; sie wuchsen aber niemals über die Oberfläche des Meeres hinaus. Denn sobald ihre Blätter an die Luft kamen, verdorrten und verwelkten sie. Wenn aber das Meer ruhig war, breiteten sie sich aus und glänzten in prächtigen Farben, rot und gelb, grün und braun, wie in unseren Wäldern das Laub zur Herbstzeit. Und zwischen den Kronen der Tangbäume tummelten sich eine Menge muntere Fische; sie schwammen von einem Baum zum anderen, genau so wie in unseren Wäldern die Vögel von Baum zu Baum flogen. Die Fische aber waren nicht etwa so langweilige graue Dinger wie der Dorsch, der Hecht, der Aal. Viele von ihnen glänzten wie Gold und Silber, dieser war himmelblau, jener scharlachrot. Und dann war der Igelstisch da, der sich zu einer Kugel aufblähen und seine Stacheln nach allen Seiten recken und den anderen Tieren einen fürchterlichen Schrecken einjagen konnte.

Es gab nämlich noch viele andere Tiere im Tangwalde.

Da gab es Muscheln mit den merkwürdigsten Schalen; da gab es Schnecken mit großen bunten Häusern. Da gab es Tintenfische, die mit unglaublicher Schnelligkeit rückwärts durchs Wasser schnellten. Da gab es große Krebse, die auch rückwärts schwammen und mit ihren Scheren schnitten, und da gab es schiefe, flache Krabben, die seitwärts krabbelten und doch vorwärts kamen.

Zuweilen kam auch eine Herde von mehreren hundert großen plumpen Schildkröten, die im Tangwalde grasen wie bei uns die Kühe auf dem Felde.

Es konnte auch geschehen, daß ein gewaltiger Balfisch angeschwommen kam. Dann wurde es überall da, wo er durch den Tangwald brach, so finstern, als ob eine Wolke die Sonne verdeckte. Und wenn er mit seinem starken

* Aus der prächtigen Sammlung „Der Storch und andere Märchen“. Dresden, Verlag A. Kaden & Co.

Schwanz das Meer peitschte, dann zitterten die Tangbäume, als gäbe es ein Erdbeben.

Einmal geschah es auch, daß ein Schiff über den Tangwald fuhr. Da fiel ein Matrose über Bord, und er wurde sofort von einem großen Haifisch verschlungen, der ihn auf einmal verschluckte und dann mit ruhigem Gewissen weiter schwamm.

Jedermann wird also einsehen, daß es im Tangwald gar schön und lustig war. Aber still war es, ganz still; denn es gab da kein einziges von den Tieren, die schreien und singen.

Mitten im Tangwald gab es nun einen kleinen gemütlichen offenen Platz zwischen den Baumkronen und nicht gar tief unter der Oberfläche. Das Wasser war dort warm und klar, und der Platz lag so, daß selten jemand dort hin kam.

Auf diesem Platz spielten Tag für Tag vier Kinder, und sie unterhielten sich so gut als sie konnten.

Sie waren alle vier so klein, daß man sie nicht mit bloßen Augen sehen konnte. Und wenn jemand mit einem Vergrößerungsglas gekommen wäre und sie entdeckt hätte, so wäre es ihm trotz alledem sehr schwer gefallen, festzustellen, wer sie waren — er hätte denn ungeheuer viel Naturgeschichte wissen müssen.

Sie waren nämlich alle vier runde, durchsichtige Dinger mit feinen Härchen, aber ohne Kopf, ohne Beine, ohne Augen und all das, was zu einem ordentlichen Tier gehört und was auch die Menschen nicht so ohne weiteres entbehren können.

Trotzdem waren sie gar nicht miteinander verwandt. Eines von ihnen war das Kind einer Sternkoralle, das andere das einer Ohrenqualle, das dritte das eines Seesterns; das vierte aber war ein echtes kleines Austerkind.

Eines Tages nun unterhielten sie sich darüber, was sie einmal werden wollten, wenn sie erwachsen wären.

„Ich will Räuber werden!“ rief das Seesternkind. „Ich werde mich im Tangwald verstecken und mich dann auf Muscheln und kleine Fische und all die Tiere stürzen, die ich unterkriegen kann, und die werde ich dann bis auf den letzten Blutstropfen aussaugen.“

„Ich aber will umherschwimmen und schön aussehen,“ rief die kleine Ohrenqualle. „Und kommt mir einer zu nahe, so brenne ich ihn.“

„Ich bin zu etwas Höherem bestimmt,“ sagte das Austerkind und sah so stolz drein, als das nur immer möglich ist, wenn man weder Gesicht noch Augen hat.

„So?“ fragte der kleine Seestern. „Woher weißt du denn das?“

„So etwas liegt einem von Geburt an im Blute,“ antwortete das Austerkind. „Ich will euch etwas sagen: ich bin bei den Menschen eine Art Haustier. Es ist ganz unglaublich, wie hoch sie mich schätzen. Sie kriechen alle zusammen vor mir auf dem Bauche. Einige von ihnen haben nichts weiter zu tun als mich aufzuziehen, zu pflegen und zu verkaufen; andere haben keine andere Beschäftigung als die, mich zu essen. Sie bauen mir herrlich große Wasserbassins mit Pflocken, auf denen ich ruhig und gemächlich sitzen kann.“

„Dann kommt es mir aber doch so vor, als müßtest du dem Menschen auf jeden Wink bereit stehen,“ warf die kleine Ohrenqualle ein. „Aber freilich — jedem, wie es ihm gefällt. Ich für meinen Teil könnte mir nichts Fürchterlicheres vorstellen, als auf einem Pflocke festzujagen.“

„I wo!“ antwortete die junge Auster. „Ich habe nur den einen Wunsch, daß ich ruhig und gemütlich leben kann, bis ich geessen werde.“

Während dieser ganzen Unterhaltung sprach das Korallenkind kein Wort, es ließ seine Haare im Wasser treiben und hörte nur zu. Und keinem von den anderen fiel das auf; denn die Sternkoralle war immer die stillste von ihnen, und sie waren daher der Meinung, daß sie es nicht weit bringen werde.

Schließlich sagte indessen der Seestern: „Nun, kleine Koralle, was sagst du denn dazu? Was wird denn wohl aus dir werden? Hast du schon darüber nachgedacht?“

„Ich denke an gar nichts anderes,“ antwortete das Korallenkind.

„Alle Wetter!“ rief da der Seestern. „Und darf man erfahren, was du denkst?“

„Ihr würdet meine Gedanken ja doch nicht verstehen, wenn ich sie euch auch mitteilte,“ antwortete die Koralle.

„Das läme auf einen Versuch an,“ meinte der Seestern.

Und die kleine Auster und das Quallentind meinten daselbe.

„Wenn ich groß werde, will ich eine Insel bauen,“ sagte da die kleine Koralle.

„Was willst du bauen?“ riefen nun alle drei auf einmal.

„Eine Insel,“ wiederholte die Koralle.

„Du willst hoch hinaus,“ rief der Seestern und lachte so herzlich, daß sein ganzer kleiner Leib in zitternde Bewegung geriet. „Wie willst du denn das anfangen?“

„Das weiß ich noch nicht,“ antwortete die Koralle. „Aber eine Insel will ich bauen . . . eine richtige Insel, die über das Wasser emporragt und feststeht, wenn die Wogen dagegen branden.“

Alle drei lachten die kleine Koralle aus und neckten sie. Die aber blieb ganz ruhig, kümmerte sich nicht um ihr Gerede und fuhr fort: „Es soll eine richtige Insel werden, eine Insel mit Palmbäumen und Vögeln. Ringsherum sollen Seesterne und Quallen im Wasser schwimmen, und die Wogen sollen sie ans Ufer werfen, und dort sollen sie liegen bleiben und in der Sonnenhitze verfaulen. Und auf der Insel sollen Menschen wohnen, die Auster essen.“

Dann sagte die Koralle kein Wort mehr. Die anderen aber bekamen es bald satt, sie zu necken, und da verhöhnten sie sich wieder, tummelten sich auf dem kleinen freien Plage im Tangwalde, aßen Tiere, die noch kleiner waren als sie selber, und freuten sich ihrer Jugend und ihres Daseins. — — —

Einige Zeit darauf waren die vier Kinder im Tangwald erwachsen. Die kleine Auster hatte eine Schale bekommen. Sie saß unten auf dem Meeresgrund auf einem kleinen Felsen und gähnte und ließ das salzige Wasser zu sich hereinströmen. Der Seestern hatte fünf spitze Arme bekommen, die sich im Wasser nach allen Seiten ausstreckten, und er war dem Sterne ganz ähnlich geworden, den man an der Spitze des Weihnachtsbaums anzubringen pflegt. Zweimal hatte ihm schon ein Fisch einen der Arme abgebissen. Der Seestern kümmerte sich aber gar nicht darum. Der Arm wuchs ihm sofort wieder, und dann war er wieder ganz genau so wie früher, durchstreifte die Tangbäume und wurde ein gewaltiger Räuber, wie er sich das in seiner Jugend gewünscht hatte.

Der kleinen Dhrenqualle war es nicht so gut gegangen. Sie wurde eines Tages, als sie sich im Tangwald in Kindergesellschaft amüsierte, von einem Walfisch gefressen, der mit weitgeöffnetem Maule dahergeschwommen kam. Hunderttausend Quallenkinder nahmen an der Gesellschaft teil, und sie verschwanden alle zusammen im Magen des Walfisches.

Als aber das Korallenkind merkte, daß es so ziemlich erwachsen war, da schwamm es von dem gemütlichen Plage weg, wo es seine Kindheit zugebracht hatte, und ließ sich von den Wellen ganz weit weg von dem Tangwald tragen.

Lange trieb die kleine Koralle in dem Wasser hin und her und suchte nach einer Stelle, wo es ihr behagte. Schließlich fand sie denn auch

einen solchen Platz — er lag ganz abseits. Dort wuchs kein Tang. Aber das Wasser war klar und rein, salzig und herrlich warm, und da setzte sie sich fest.

Sie bekam Arme wie der Seestern, aber viel mehr, und sie saßen alle zusammen rings um ihren Mund. Nun hatte sie nämlich sowohl einen Mund als auch einen Magen. Nach und nach merkte sie, daß sie unten und inwendig ganz hart und fest wurde, und ehe sie noch recht wusste, wie es geschah, hatte sie ein ordentliches Stück Kalk in sich.

„Jetzt fängt es an!“ dachte sie vergnügt. „Das ist der Anfang zur Insel.“

Eines Tages setzte sie auf der einen Seite einen Trieb an — genau so wie das die Bäume auf dem Lande tun. Und der Trieb ward zur niedrigsten Sternkoralle mit Armen, Mund, Magen und Kalkstück im Innern. Er hing aber mit der alten Koralle fest zusammen und saß auf ihr so, wie der Zweig am Baume sitzt.

Die alte Koralle war sehr erfreut.

„Nun geht's vorwärts!“ sagte sie. „Jetzt sind wir unserer zwei.“ Dann erzählte sie der neuen Koralle von der Insel, die sie bauen wollte, und die neue Koralle meinte auch, daß sie so etwas machen sollten. Und sie setzten beide neue Triebe an und fuhren damit fort, bis ein schöner Korallenbaum mit vielen Zweigen da stand, die alle zusammen voller Sternkorallen waren. Die sahndeten den ganzen Tag über mit den Armen nach kleinen Tieren im Wasser, jagten sie in den Mund hinein und aßen sie.

(Schluß folgt.)

o o o

Kinderpredigt.

Ein Huhn und ein Hahn,
Die Predigt geht an,
Eine Kuh und ein Kalb,
Die Predigt ist halb,
Ein' Katz und ein' Mats,
Die Predigt ist aus.
Geht alle nach Haus
Und hattet einen Schmaus.
Habt ihr was, so eßt es,
Habt ihr nichts, vergeßt es,
Habt ihr ein Stückchen Brot,
So teilt es mit der Not.
Habt ihr noch ein Brosamlein,
So streuet es den Vögeln.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Clara Jettin (Hundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von Paul Stenger in Stuttgart.